

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

T.C. BOYLE
NO WAY
HOME

R O M A N H A N S E R

Leseprobe

Das Buch

T.C. Boyles neuer großer Roman über die obsessive Liebe zweier Männer zu einer Frau, die sich zwischen ihnen nicht entscheiden mag: Terry, ein Arzt aus Los Angeles, zieht nach dem Tod seiner Mutter in ihr Haus in Boulder City in der Wüste Nevadas. Eigentlich wollte er es verkaufen, wäre er nicht in einer Bar Bethany begegnet, die sich bei ihm einquartiert – gegen seinen Willen. Der eigenbrötlerische Terry kann ihr nicht widerstehen. Aber da ist auch noch ihr eifersüchtiger Ex-Freund Jesse, der immer wieder auftaucht und ihn warnt: »Sie ist Gift«. Mitten in der Wüste geraten die beiden Männer aneinander. T.C. Boyles *No Way Home* ist große Literatur über menschliche Abgründe.

Der Autor

T. Coraghessan Boyle, 1948 in Peekskill, N.Y., geboren, ist der Autor von zahlreichen Romanen und Erzählungen, die in viele Sprachen übersetzt wurden. Bis 2012 lehrte er Creative Writing an der University of Southern California in Los Angeles. Bei Hanser erschienen zuletzt *Sind wir nicht Menschen* (Stories, 2020), *Sprich mit mir* (Roman, 2021), *Blue Skies* (Roman, 2023) sowie *I Walk Between the Raindrops* (Stories, 2024).

T.C. Boyle. *No Way Home*

Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren

384 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book

Erscheint am 16. September 2025

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © plainpicture/Ignatio Bravo

HANSER

TERRENCE

I

Als seine Mutter starb, hatte er Dienst. Wie immer war er unausgeschlafen, und der lauwarne Latte, den er unterwegs, auf dem Korridor, in sich hineingeschüttet hatte, schien keine große Wirkung zu entfalten. Sofern die Sonne schien – was der Fall war –, bemerkte er es kaum. Die Wände waren, wo sie sein sollten, und hielten das Geviert der Decke über ihm, der Boden unter seinen Füßen war fest. Er nahm die gewohnten Gerüche und Geräusche wahr: Irgendwo schrie jemand, von irgendwoher kam ein Stimmengewirr, eine Tür schloss sich ohne menschliches Zutun. Es war ein Montag, vielleicht auch ein Dienstag. Es spielte keine Rolle. Er war vielleicht hungrig oder vielleicht auch nicht. Seine Schuhe waren zu eng. Er hatte vergessen, sich die Zähne zu putzen.

Sein Handy sumnte, als er Visite machte. Er sah gerade nach einer Patientin, die betrunken gegen einen Telefonmast gefahren war: Ihr Schlüsselbein war gebrochen, sie hatte eine schwere Gehirnerschütterung, und der Rückspiegel hatte ihr die halbe Kopfhaut abgeschält. Die Patientin, eine achtundzwanzigjährige Weiße, hatte ihn gerade gefragt, ob sie ihr Haar verlieren würde, und er tat sein Bestes, ihr zu versichern, der Kollege, wer immer es gewesen sei, habe gute Arbeit geleistet, und wenn das Haar nachgewachsen sei, werde die Narbe je nach Frisur so gut wie unsichtbar sein. Sie war am Abend zuvor eingeliefert worden und gab keinen Anlass zu besonderer Sorge. Sie war jung. Ihr Blick war klar, ihr Zustand stabil. Keine medizinische Vorgeschichte.

»Nein, nein, nein, es wird alles gut«, sagte er, und die beiden Assistenzärzte nickten: keine Komplikationen, alles normal, ja geradezu lang-

weilig, doch sein Handy, das zwischenzeitlich verstummt war, begann wieder zu summen.

»Entschuldigung«, sagte er, fischte es aus der Tasche und hielt es hoch, »aber da muss ich rangehen.« Die Frau lächelte, und in diesem Moment sah er, dass sie trotz des fehlenden Haars und des verquollenen Gesichts attraktiv, ja hübsch war, ein wirklicher Mensch mit einer wirklichen Geschichte. Sie würde demnächst wieder in die Welt hinausgehen und sich den Konsequenzen ihres Tuns stellen: dem geschrotteten Wagen, der Anzeige wegen Trunkenheit am Steuer und der Perücke, die sie sechs Monate lang würde tragen müssen. »Okay«, murmelte sie und sah ihn mit einem festen Blick an, um zu zeigen, dass sie verstanden hatte. »Danke.«

Er kannte die Nummer nicht, aber die Ortsvorwahl war aus Nevada, 702, dieselbe wie die seiner Mutter. Die Stimme am anderen Ende, eine hohe, flötende Frauenstimme, sagte halb fragend, halb fordernd: »Hallo? Hallo? Ist da Terrence?« Er war misstrauisch, denn dies war sein privates Handy, dessen Nummer nur ausgewählte Leute hatten. Deren Stimmen erkannte er sofort, und keiner von ihnen würde ihn Terrence nennen. Natürlich kriegte er trotzdem immer wieder mal einen Anruf von jemandem, der irgendwie an seine Nummer gekommen war und ihm was andrehen wollte, und dann empfand er plötzlich Ärger – nein, nicht Ärger, sondern Hass –, legte auf und blockierte die Nummer des Anrufers. Und was war das alles? Die Herrschaft der Parasiten, jeder bloß eine Nummer, eine Ressource, und nirgendwo war man sicher. »Ja?«, sagte er.

»Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern: Ich bin Margaret. Margaret Berner, die Nachbarin Ihrer Mutter?«

Er erinnerte sich weder an sie noch an irgendjemanden sonst – wie sollte er auch, bei dem Arbeitspensum, das man ihm aufbürdete? »Ja?«, sagte er noch einmal, bereits ungeduldig, denn schließlich hatte er noch den Rest des Vormittags und dann den Nachmittag und Abend vor sich. Vierzehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche. Es hörte nie auf.

Kurzes Schweigen, dann: »Es tut mir leid, aber ich habe schlechte Nachrichten für Sie ...«

Die vier Worte – *Ihre Mutter ist gestorben* – kamen aus dem Reich der Anonymität, von den Lippen einer Fremden, die Hunderte von Kilometern entfernt in den unbelebten Hörer eines Telefons sprach, und sie waren endgültig, unanfechtbar. Das Urteil wurde gesprochen und im selben Atemzug vollstreckt. Die vier Worte bohrten einen Tunnel durch den Morgen und untergruben ihn, bis alles ringsumher zu wanken schien. Die Wände stürzten ein. Gesichter verschwammen. Eine hektische Abfolge von Bildern brach über ihn herein: das Jetzt und das Vorher, das Gesicht seiner Mutter, Zimmer, Ferien, die Küche, der Herd, die Rauchwolke über dem Grill auf der hinteren Veranda, Marshmallows, Moskitos, *seine Mutter*. Er hätte eine Minute innehalten sollen, doch Felicia, die Schwester, zog ihn ins nächste Krankenzimmer («Sie sollten sich diesen Typ *sofort* ansehen»), wo der Patient, ein adipöser Hispano in den Sechzigern, der bei dem Versuch, die Dachrinne auszuräumen, von der Leiter gefallen war und sich beide Knöchel gebrochen hatte, über starke Schmerzen in der Brust klagte. »Hier, Herr Doktor, genau hier«, keuchte der Mann mit verzerrtem Gesicht und presste die dicke Hand aufs Brustbein. »Ich kriege ... ich kriege keine –«, flüsterte er, und dann sank die Hand herunter, und er verlor das Bewusstsein und hatte keinen Puls mehr.

Die Auslösung des Herzalarms brachte alle zum Rennen. Er schrie sie an, rief Anweisungen und ritt auf einer Woge von Adrenalin, die alles andere auslöschte, während er in den beharrlichen Rhythmus der Herzmassage verfiel. Das Problem war, dass er kaum etwas zu bewirken schien, denn das Fettgewebe gab schwabbelnd nach und lenkte den Druck seiner Hände ab – er spürte nichts als Fett, ein dickes Polster, das alles so gut abfederte, dass das Brustbein ebenso gut unter dem Vinylboden des Zimmers hätte sein können. Seine Mutter war tot, und er versuchte, diesen Typen wiederzubeleben, diesen Sack voll Blut und Gedärmen, diesen fetten Mann, der alles so unglaublich schwierig machte. Er drückte rhythmisch, fester, als er je gedrückt hatte: wumm, wumm, wumm, wumm.

Der Alarmton erklang. Die Schwester und die beiden Assistenzärzte waren da, und er brauchte kein Wort zu sagen – jeder wusste, was er zu tun hatte: EKG anlegen, einen Blick auf die Laborwerte werfen, den Notfallwagen mit Epinephrin, Tubus und Defibrillator hereinrollen und versuchen, ein Wunder zu wirken. *Erhebe dich, Lazarus!* Innerhalb von Minuten hatte er das frische Button-down-Hemd, das er unter dem Kittel trug, durchgeschwitzt. Seine Handgelenke schmerzten. Er keuchte. Jemand – Barry Rossman, einer der anderen Stationsärzte – übernahm, und man hörte, wie die Rippen des fetten Mannes unter dem immer entschiedeneren Druck brachen: wumm, wumm, wumm, wumm ...

Was die Frau am anderen Ende der Leitung gesagt hatte: Sie war nach nebenan zu seiner Mutter gegangen und hatte geklopft, denn es war Montag, und montags gingen sie und seine Mutter immer auf einen Cappuccino und Kuchen ins Café, aber es war niemand an die Tür gekommen. Was seltsam war, denn seine Mutter – *Katie* – war normalerweise schon auf und erwartete sie – Margaret – und schien nie einen Wecker oder irgendeine andere Erinnerung zu brauchen. Und Daisy hatte wie verrückt gebellt, was ebenfalls seltsam war, denn sie kannte Margaret gut und hatte sie nie angebellt oder sich irgendwie aggressiv verhalten. Er dachte an den Hund, einen hauptsächlich schwarzen Schäferhundmischling. Daisy hatte nie, nicht mal als Welpen, irgendwelchen Ärger gemacht und leistete seiner Mutter seit dem Tod seines Vaters vor fünf Jahren Gesellschaft. Sie war ein meist freundlicher Hund, aber sie wusste, was der Tod war, auch wenn sie es nur durch den Tenor ihres Gebells ausdrücken konnte. Besorgt war Margaret ums Haus gegangen und hatte durch jedes Fenster gespäht, bis sie schließlich seine Mutter entdeckt hatte, hingestreckt auf dem Küchenboden neben einem zerbrochenen Becher und einem ausgelaufenen Milchkarton. Sie hatte sofort den Notruf gewählt.

Der Tod war ihm vertraut. Er kannte ihn in allen Erscheinungsformen, von mit Putzmitteln oder Oleander vergifteten Kleinkindern über

Teenager, die in den Stahlbüchsen ihrer Wagen zerquetscht worden waren oder eine Überdosis erwischt hatten, bis hin zu den Alten, die im freien Fall durch ein multiples Organversagen stürzten. Seine Großeltern waren tot. Sein Vater war tot. Er hatte keine Geschwister. Seine Ausbildung – er war Assistenzarzt im dritten Jahr – hatte ihn gelehrt, emotionale Reaktionen auszuschalten und sich dem vorliegenden Problem zu widmen, unabhängig von Alter, Geschlecht oder Zustand des Patienten.

Ja. Aber hier ging es um seine Mutter.

»Dr. Tully? Alles in Ordnung?«

Eine halbe Stunde hatte sich in nichts aufgelöst. Sie standen jetzt wieder im Flur, der Hispano war nur noch Statistik, und andere Patienten warteten. Schwester Felicia sah ihn forschend an.

Er trat einen Schritt zurück, seine Arme baumelten herab, als wären sie gerade erst an ihm befestigt worden. Er war erschöpft, schlicht erschöpft. »Wie heißt er? Weiß irgendjemand, wie er heißt?«

»Wer?«

»Der Mann, den wir gerade verloren haben.«

Im nächsten Augenblick war er wieder im Zimmer und griff nach der Karte am Fußende des Betts, damit er den Namen des Mannes lesen und ein letztes Mal aussprechen konnte, unter Beachtung des stummen H: »Oscar Hernández.« Eine Schwester räumte auf. Ein Pfleger schob eine Bahre herein. Oscar Hernández, der Sohn von jemandem, ein Mann, dessen Eltern vielleicht beide noch lebten und der womöglich nicht nur ein halbes Dutzend Geschwister, sondern auch Kinder und Enkelkinder hatte, lag reglos und mit einem Laken zugedeckt da.

Seine Mutter hatte immer gesagt, sie wolle kremiert werden. *Wozu diese Verschwendung von Platz und Gras? So viele Menschen haben kein Dach über dem Kopf – sie brauchen Wohnungen, nicht Friedhöfe.* Was Oscar Hernández gewollt hatte, wusste Terry nicht. Seine Verwandten würden es entscheiden, und wenn er keine hatte, würde man ihn ins Krematorium bringen, wo bei siebenhundert bis tausend Grad nur ein Häufchen Asche und Knochenfragmente von ihm bleiben würde. Das

Fett – in diesem Fall eine sehr große Menge – würde sich verflüssigen und zischen wie Schmalz in einer heißen Pfanne.

Für einen Augenblick schien alles zu schweben, als wäre er nicht mehr in seinem Körper, als stünden seine Schuhe ganz allein da. Was er jetzt tun musste, und zwar sofort: Urlaub nehmen, nach Nevada fahren, sich um die Beerdigung und das Haus kümmern und die Sachen seiner Mutter nach Dingen durchsehen, die er aus sentimentalen Gründen behalten wollte. Obwohl er eigentlich nicht besonders sentimental war. Oder gewesen war. Bis jetzt.

»Terry?« Felicia stand in der Tür, ein Klemmbrett in der Hand. »Alles in Ordnung?«

Wenn ein Mensch einem unter den Händen starb, fühlte es sich an, als hätte man bei einer entscheidenden Prüfung versagt, als wäre man selbst schuld an diesem Tod, auch wenn Terry im Fall von Oscar Hernández kaum Zeit gehabt hatte, sich näher mit ihm zu befassen: hämodynamisch stabil, Vitalzeichen im normalen Bereich, keine Vorgeschichte hinsichtlich Schlaganfall oder Infarkt, nichts, was darauf hingedeutet hätte, dass dieser Tag sein letzter sein würde. »Ja«, sagte er. »Ja, mir geht's gut.«

2

Leute, die behaupteten, die Wüste zu lieben, redeten immer von unverstellter Weite, aber für ihn war es mehr wie die Sohle eines alten Jogging-schuhs: nichts als Dreck und abgewetztes Profil. Dass die Wüste leer war, hatte einen Grund – sie war ein negativer Raum zwischen einem selbst und einem Ort, wo man sein wollte, eine letzte Zuflucht für Heilige und Skorpione. Seine Haltung war eher: Gebt mir einen Baum, gebt mir Rasen, gebt mir Wasser, und als seine Mutter ein halbes Jahr nach dem Tod seines Vaters verkündet hatte, sie werde das Haus in Woodland Hills verkaufen und nach Boulder City ziehen (*Keine Einkommensteuer, billige Immobilien, saubere Luft. Dein Vater hat den Hoover-Damm immer geliebt und ich ebenfalls, und jedes Mal, wenn wir da waren, habe ich gedacht: Warum nicht? Warum nicht raus aus der Stadt?*), hatte er das nicht verstanden. Damals hatte er noch studiert, in Michigan, und wenn sie ihn gebeten hätte, zu kommen und ihr beim Umzug zu helfen – was sie nicht getan hatte –, wäre ihm das schwergefallen. Sie hatte eine Auswahl seiner Sachen in drei extrastabile Kartons gepackt und ihm geschickt, und dieselben Kartons hatte er dann erneut quer durchs Land geschickt, als er die Assistenzarztstelle am County Hospital angetreten hatte. Er hatte sie nie geöffnet. Es war zu deprimierend. Und was konnte sie schon eingepackt haben: Highschool-Jahrbücher, CDs, Computerspiele, einen Pullover, eine Jacke, das signierte Foto, auf dem er sechs oder acht Jahre oder so war und ehrfürchtig zu Orel Hershiser aufsaß? Oder Socken und Unterwäsche – wir wär's damit?

Versonnen hatte Chelsea Brownlow, eine Frau, die er – ohne weitere Folgen – genau zweimal gedated hatte, mit dem Finger über die verstaubten Kartons gestrichen, die er an der hinteren Wand seines Schlafzimmers gestapelt hatte. »Bist du nicht neugierig? Nicht mal ein klitze-

kleines bisschen? Ich kann eine Schere holen. Soll ich eine Schere holen?»

Aber er sehnte sich nicht nach Dingen, sondern nach Räumen oder den verblassenden Träumen davon, nach seinem Zimmer mit den perforierten Deckenplatten und dem Blick auf den Orangenbaum im Garten und das Glitzern des Wassers im Pool, wenn morgens die Sonne darauf schien. Seine Mutter war sentimental. Sie trank zu viel. Sie steigerte sich in Dinge hinein. Oder vielmehr: Sie *hatte* zu viel getrunken und *hatte* sich in Dinge hineingesteigert, denn für sie galt jetzt nur noch die Vergangenheit. Seine Mutter war tot, das war eine Tatsache, und er war ein Pünktchen auf der I-15 und fuhr mit seinem Kummer nach Norden. Lange legte die Sonne ihm die Hand auf den Nacken, und dann war sie weg, und die Dunkelheit kam und ersparte ihm den Anblick der Ödnis ringsum.

Am nächsten Morgen war er früh auf und wartete auf die Explosion – die bis jetzt nicht erfolgt war. Das würde wohl erst geschehen, wenn er vom Motel zu ihrem Haus fuhr, den Schlüssel im Schloss umdrehte und ihre Sachen sah: die Möbel, die sie von Woodland Hills mitgebracht hatte, die Lampen, die Teppiche, die gerahmten Fotos, das Sortiment Handtaschen an der Garderobe neben der Haustür. Noch schlimmer würde der Geruch sein, der Geruch ihrer Küche, ihres Parfüms, ihrer Person. Am Abend zuvor hatte er es nicht geschafft, sich dem auszusetzen, sondern das erstbeste Motel genommen und sogar den Impuls unterdrückt, an ihrem Haus vorbeizufahren. In Jacke und Schuhen, bäuchlings auf der Tagesdecke, hatte er durchgeschlafen – ein kleiner Segen. Aber dann hatte er die Augen aufgeschlagen, und die Welt war wieder da gewesen.

Es war sechs Uhr. Er ging die Straße hinunter zu einem Café, setzte sich an einen Tisch am Fenster und scrollte durch sein Handy, während man ihm sehr gemächlich ein Veggie-Omelett machte. Hier hatte man keine Eile, die Zeit war in einem Vakuum. Außer ihm waren zwei Kellnerinnen da, ein bärtiger Koch mit Pferdeschwanz und drei Gäste, die, je-

der für sich, an der Theke saßen, ihre Kaffeebecher umklammerten und auf die verschmierten Reste ihrer Spiegeleier und Frühstücksburritos starrten. Ihre Mütter waren nicht tot – und wenn doch, dann waren sie nicht gestern gestorben, denn wie unwahrscheinlich war das denn?

Am Tag zuvor hatte er nur einmal telefoniert, mit Julie – Tante Julie –, der Schwester seiner Mutter, die es den anderen sagen und ihm einen Teil der anstehenden Aufgaben abnehmen würde, aber während der ganzen Fahrt durch die Wüste hatte er das Summen des Handys in seiner Tasche ignoriert und das Ding mit einem gewissen Schuldbewusstsein schließlich ausgeschaltet. Jetzt saß er in einem Café, in dem es nach gebratenem Speck, Kaffee und Bratkartoffeln roch. Er war nicht in seiner Wohnung. Er war nicht im Krankenhaus. Er hörte keine Schreie durch die Flure hallen, musste sich nicht auf Papierkram, die vorwurfsvollen Blicke der Patienten oder die endlosen widerstreitenden Bedürfnisse der Menschen konzentrieren – nein, er trank halbwegs guten Kaffee und wartete auf sein Omelett, und zwar inmitten von etwas, das große Ähnlichkeit mit der Ruhe vor dem Sturm hatte, und später würde er sich auffaffen und zu dem Haus gehen, in dem seine Mutter gestern Morgen tot auf dem Küchenboden gelegen hatte.

Natürlich würde er tun, was von ihm erwartet wurde, und alle möglichen Leute anrufen, die ihm einfielen. Aber nicht jetzt. Er wollte sich nicht drücken, das nicht – im Krankenhaus hatte er die schlechte Nachricht öfter überbracht, als er zählen konnte. »Es tut mir leid« – damit fing er immer an, genau wie Margaret. Die Floskeln, die den Tod begleiteten, waren durch zu häufigen Gebrauch schal geworden. Die Angehörigen, die Hinterbliebenen, standen in angespannten Grüppchen in einem Nebenraum und sahen, schon wenn er eintrat, was er ihnen zu sagen hatte. Recht oft wollten sie es nicht wahrhaben, ja, sie wurden sogar wütend, wütend auf ihn, obwohl er doch nur der Überbringer der Nachricht war und der Trauerbegleiter bereitstand. Es waren Fremde, selbst jene, die am Krankenbett Wache gehalten und ihn immer wieder um seine Meinung gebeten hatten, als würde das irgendwas ändern, und so konnte er sich

einigermaßen distanzieren, und die Nachricht vom Tod dieses Menschen war nichts weiter als eine Information vom Endpunkt einer Entwicklung, die begonnen hatte, als der oder die Verstorbene ein befruchtetes Ei im Bauch der Mutter gewesen war. Kein Mensch ist eine Insel. Außer wenn die Flut kommt.

Als sein Omelett endlich fertig war, hatte sich der Laden gefüllt. Sein Teller war eingerahmt von Handy, Tablet und dem aufgeschlagenen Lokalblatt. Er war nicht hungrig, aß aber pflichtbewusst – es würde ein langer Tag werden. Als er zur Kasse ging, um zu bezahlen, fragte ihn eine junge Frau, die in einem türkisen Minikleid an der Theke saß und ihre Beine zur Schau stellte, ob er mit der Zeitung fertig sei, und er sagte ja, und sie lächelte und sagte: »Cool«, und ergänzte: »Die Mietangebote? Ich suche dringend was, ich bin nämlich gerade wohnungsmäßig herausgefordert, könnte man sagen.«

Sie erinnerte ihn an die Frau, die gegen den Telefonmast gefahren war, nur dass sie jünger war. Und hübscher, wobei er der Gerechtigkeit halber zugeben musste, dass er seine Patientin nicht in bester Verfassung gesehen hatte. Auf jeden Fall wusste er nicht, was er darauf antworten sollte, und war auch nicht in Stimmung für eine kleine Plauderei. Seine Mutter war tot, und ein Stück die Straße hinunter erwartete ihn nichts als Kummer. Er fühlte sich beschwert an Körper und Seele, als trüge er eine Ritterrüstung, mehrere Lagen Stahlblech, die ihn niederdrückten.

»Okay«, sagte er und gab ihr die Zeitung. »Gut. Viel Glück.« Und dann war er zur Tür hinaus und ging zum Motel, um seinen Wagen zu holen, denn den würde er für die Sachen – die Papiere, Unterlagen, *Gegenstände* – brauchen, die er mitnehmen musste.

3

Den Hund hatte er ganz vergessen. Daisy. Sie zerrte an der Leine und schnupperte an seiner Jeans, als wollte sie den Geruch des Sohns mit dem der Mutter vergleichen. Margaret – Mitte siebzig, Rosazea, degenerative Skoliose, leichter Tremor, der auf alles Mögliche hindeuten konnte, von niedrigem Blutzucker bis hin zu Parkinson – hielt das andere Ende der Leine und sah ihn mit Märtyrermiene an. Kaum war er ins Haus getreten, da stand sie mit dem Hund vor der Tür.

»Ich habe sie über Nacht zu uns genommen und hoffe, das war in Ordnung«, sagte sie. »Ich meine, ich wusste nicht, was ich tun sollte – man hätte sie sonst ins Tierheim gebracht. Das hab ich jedenfalls befürchtet.«

Er hatte keinen Hund. Er hatte nie einen gehabt, nicht mal als Junge. Sein Vater hatte behauptet, er sei allergisch. »Das war sehr nett von Ihnen, vielen Dank.«

»Sie hat nicht gelitten.«

Im ersten Augenblick wusste er nicht, ob sie Daisy oder seine Mutter meinte, doch dann sagte sie: »Es sah aus, als wäre es ganz plötzlich passiert. Sie lag auf dem Boden, daneben der zerbrochene Becher und die Milch. Als wäre sie gerade aufgestanden und dann einfach umgefallen – ich weiß nicht, warum, aber Sie sind ja Arzt ...«

Er musste sie beruhigen, darum ging es hier, auch wenn sie eigens gekommen war, um ihn zu beruhigen, und er wusste diese Geste zu würdigen – aber Herrgott, er war gerade erst hereingekommen. Er versuchte, sich zu orientieren. Er wusste nicht, wie er sich fühlen sollte, was er überhaupt fühlen sollte, es drang alles so plötzlich auf ihn ein. Und jetzt auch noch Margaret. Mit dem Hund. Und all die Sachen seiner Mutter, die Bücher, die Möbel, die Pflanzen, standen da wie eine Theaterkulisse. *Sie ist einfach umgefallen.*

Sie streckte die Hand aus, als wollte sie seine nehmen, schlüpfte damit aber nur aus der Schlaufe der Hundeleine und reichte sie ihm. Daisy hatte sich gesetzt und sah zu ihm auf, und er wusste nicht, ob sie sich an ihn erinnerte oder aus irgendwelchen Hinweisen – seinem Geruch – schloss, wer er war, doch er beugte sich hinunter und machte sie los, damit sie ihr eigenes Trauerritual vollziehen konnte. Sie ging einmal durch das Wohnzimmer, dann in die Küche und schließlich durch die offene Tür ins Schlafzimmer, wo sie auf das Bett sprang und sich in einem Gewirr aus Beinen zusammenrollte, ganz Augen, Ohren und schwarze Nase.

»Das hat Ihre Mutter ihr durchgehen lassen. Mein Mann und ich würden es unseren Hunden nie erlauben. Jack sagt, Hunde sind Hunde, und Menschen sind Menschen, und das muss man schön getrennt halten.«

Sie sahen durch den Flur. Es war kalt im Haus. Draußen waren es kaum zehn Grad, und hier drinnen war es kaum wärmer. Nicht dass es irgendeine Rolle spielte. Seine Mutter hatte die Heizung nicht gern angestellt – das sei eine Verschwendung, hatte sie gesagt. *Ich kann doch einen Pullover anziehen.*

Margaret tat ein paar kleine Schritte (orthopädische Schuhe, lindgrün, mit zwei Zentimeter dicker Sohle) und wandte sich zu ihm. »Werden Sie hier einziehen?«

Einziehen? Wovon redete sie? Sein Job – sein Leben – war viereinhalb Stunden entfernt. Dort hatte er eine überteuerte Zweizimmerwohnung, die er abends kurz und morgens noch kürzer zu Gesicht bekam, es sei denn, man änderte den Dienstplan, was oft und wahllos der Fall war – dann hatte er die Nachtschicht, und es war umgekehrt. Seine Wohnung war schmuck- und leblos, obwohl seine Mutter ihn im vergangenen Jahr zweimal besucht und ihm ein paar Zimmerpflanzen – längst tot –, einen Couchtisch, eine Lampe und zwei Teppiche gekauft hatte, einen für das Wohnzimmer mit Kochnische und einen für das Schlafzimmer.

In diesem Moment wurde ihm bewusst, dass er jetzt Hausbesitzer war. Oder sein würde, sobald die Erbschaft geregelt war. Er war der Allein-

erbe, das hatte seine Mutter ihm gesagt, doch das Thema hatte ihn nicht besonders interessiert, denn der Preis dafür würde ihr Tod sein, und darum hatte er nicht mal einen flüchtigen Blick auf die Papiere geworfen, die sie in dem Schränkchen im Gästezimmer aufbewahrte. Das Haus war bezahlt – sie hatte es für einen Teil des Geldes gekauft, das sie für das Haus, in dem er aufgewachsen war, bekommen hatte –, also brauchte er sich über so was wie Hypothekentilgung keine Gedanken zu machen. Es gab eine Lebensversicherung und ein Bankkonto, Geld, mit dem er einen Teil des Studienkredits zurückzahlen konnte, der wie ein Berg über ihm aufragte. Und ihren Prius. Ein Haus, das er verkaufen oder vermieten konnte.

»Nein, ich lebe in L. A.«, sagte er. »Ich arbeite im County/USC Hospital.«

»Wir haben hier auch ein Krankenhaus«, sagte sie. »Ein gutes. Eigentlich sogar ausgezeichnet. Das beste. Jedes Mal, wenn Jack oder ich aus irgendeinem Grund dort waren, wegen meiner Knochendichtemessung oder als Jack eine neue Hüfte gekriegt hat oder einmal, als ich zwei Tage lang neununddreißig Grad Fieber hatte und keiner wusste, warum, war es richtig, ich weiß nicht, *nett*, sofern man das von einem Krankenhaus sagen kann.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagte er, obwohl er es keineswegs wusste. In diesem wie in jedem anderen Krankenhaus ging es um Schadensbegrenzung, und ob das reichte, um es als nett zu bezeichnen, wusste er nicht. Er ging zur Tür, öffnete sie und trat beiseite. »Okay? Gut. Danke für Ihre Hilfe.«

»Eins noch«, sagte sie, und die Sonne leuchtete ihr Gesicht mit dem ganzen Gewirr aus Falten, Leberflecken und Präkanzerosen aus. »Falls Sie das Haus vermieten wollen, denken Sie daran, dass das eine ruhige Nachbarschaft ist, wo man sich kennt. Alleinstehende Frauen«, sagte sie, »sind am schlimmsten. Auch wenn sie Kinder haben. Wollen Sie wissen, warum? Sie ziehen Männer an, und das heißt Motorräder und Autotüren zu allen Tages- und Nachtzeiten. Gekeife und Geschrei. Ausdrücke – das

können Sie sich nicht vorstellen. Drei Häuser weiter, bei den Lowries – wissen Sie, was da los ist?«

Er hatte keine Ahnung. Er wollte es auch nicht wissen. Und wenn die Nachbarn Kannibalen waren – es war ihm egal. »Nochmals danke«, sagte er und schloss sanft die Tür, und Stille senkte sich über das Haus. In dieser Stille erklang ein leises, dünnes, hohes Wimmern, das er zunächst nicht identifizieren konnte. Es war Daisy, die auf dem Bett lag und winselte, nein, eigentlich weinte. Er wollte zu ihr gehen, in der unbestimmten Absicht, sie zu trösten, zu streicheln, ihr zu sagen, dass alles gut werden würde – oder um ihr Futter zu geben, vielleicht brauchte sie ja etwas zu fressen –, doch sie startete ihn nur erschrocken an, warf den Kopf in den Nacken und begann zu heulen.

4

An älteren Personen wurde eine Autopsie nur vorgenommen, wenn die Todesumstände verdächtig waren, aber er beantragte trotzdem eine. Er war traurig und hatte den Boden unter den Füßen verloren und brauchte etwas, an das er sich halten konnte, ein Ergebnis, eine Beruhigung. Soweit er es den Schilderungen entnehmen konnte, deuteten alle Anzeichen auf Herzstillstand hin, dabei hatte seine Mutter, soviel er wusste, nie irgendwelche Herzprobleme gehabt – wenn doch, hatte sie ihm nichts davon gesagt. Wenn er sie gefragt hatte, wie es ihr ging, hatte sie immer gesagt: Prima, und er hatte ihr geglaubt, hatte ihr glauben wollen und glauben müssen. Alles prima, bis zum Siechtum. Eine eindeutige Antwort auf seine Frage würde ihn fünftausend Dollar kosten, die er nicht hatte, aber dann würde er wenigstens wissen, woran sie gestorben war – und ob er nicht nur ein Haus und einen Hund, sondern womöglich noch etwas anderes geerbt hatte.

Er fuhr zum Krankenhaus, zum Beerdigungsinstitut, zur Bank, ließ eine Kopie der Sterbeurkunde ausstellen und fuhr die fünfzig Kilometer zum County Courthouse in Las Vegas, um das Testament vorzulegen, das er in dem Schränkchen im Gästezimmer gefunden hatte. Tante Julie würde nicht kommen – und auch sonst niemand –, aber sie schlug vor, sie könnten doch in einem Monat oder so, wenn alle den Schock überwunden hatten, in ihrem Haus in San Francisco eine Trauerfeier veranstalten (*Eigentlich eher eine Feier des Lebens, eine Party – das hätte deine Mutter sich gewünscht*). Er war einverstanden. Eigentlich wollte er sie ohnehin nicht sehen – und auch sonst niemanden. Er würde allein trauern, auf seine Weise.

Was Daisy betraf, so wusste er nicht, wohin mit ihr, während er all diese Dinge erledigte, und so stellte er ihr eine Schüssel Trockenfutter,

das er im Besenschrank gefunden hatte, und eine zweite Edelstahlschüssel voll Leitungswasser hin und ließ sie im Haus. Als er zurückkam, war es kurz vor sechs und bereits dunkel. Draußen waren es kaum über zehn Grad, und er hatte die Heizung angestellt, um die Kälte aus den Räumen zu vertreiben. Das Gebläse pumpte warme Luft, und ihm schlug Hundegeruch entgegen – bestimmt musste Daisy raus in den Garten und ihr Geschäft erledigen, wenn sie nicht schon auf einen der Teppiche gepinkelt hatte. Er machte das Licht an und sah durch die offene Schlafzimmertür am Ende des Flurs ihre Augen aufblitzen. Sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt und lag kompakt zusammengerollt auf dem Bett. »Brav«, sagte er. Keine Reaktion. Sie knurrte nicht, sie bellte nicht und wedelte auch nicht mit dem Schwanz, sondern sah ihn nur mit einem langen traurigen Blick an. Als er in die Küche ging, um zu sehen, ob seine Mutter irgendwas hinterlassen hatte, das zusammen mit ein paar Eiskwürfeln die scharfen Kanten dieses traumatischen Tages glätten könnte, stellte er fest, dass Daisy weder das Trockenfutter angerührt noch etwas getrunken hatte. Beide Schüsseln waren randvoll.

Im Schrank über dem Kühlschrank waren zwei Flaschen Johnny Walker Black, die eine noch ungeöffnet, die andere halbvoll, außerdem ein Karton Bordeaux und eine gedrungene braune Flasche Drambuie. Seine Mutter hatte gern Rusty Nails getrunken, dekoriert mit einer in Rot Nr. 40 gebadeten Maraschino-Kirsche. Er sah sie vor sich, in ihrem Sessel im Wohnzimmer, ihre Lippen und Fingernägel waren so rot wie die Kirsche, sie hob das Glas an den Mund ... und plötzlich spürte er den stechenden Schmerz des Verlustes. Er war im Haus seiner Mutter und sie nicht. Ihr Scotch war in seinem Glas, und die Kirschen mitsamt ihrem knallroten Sirup lagen im Abfalleimer. Er nippte und nahm dann einen kräftigen Schluck, um das Brennen des Alkohols in der Kehle zu spüren. Rot Nr. 40 wurde aus Petroleumdestillaten hergestellt und hatte sich bei Labormäusen als krebserregend erwiesen. Er erinnerte sich, dass er als Junge seine Mutter um Cocktaillkirschen angebettelt und manchmal nach der Schule heimlich ein paar aus dem Glas gefischt hatte, in der

Hoffnung, sie würde es nicht merken. Die Kirschen färbten die Finger rot, ebenso die Zunge und die Lippen. Und was die Mäuse betraf: Die hatte niemand gefragt.

Er stellte das Glas ab und rief Daisy. Sie musste kurz raus, bevor er irgendwohin ging, um etwas zu essen – und Leute um sich zu haben, das Klirren von Besteck, Unterhaltungen, Musik vom Band, alles, nur nicht die Stille dieses Hauses mit seinen Hinterlassenschaften und einem verwirrten Hund. »Daisy, na los, komm«, lockte er sie und schwenkte die Leine, die neben den Handtaschen seiner Mutter an der Garderobe hing. »Braver Hund. Na komm.«

Es brauchte einige Überredung, aber schließlich sprang sie vom Bett, reckte sich und schüttelte die Reste dessen ab, was ihr Hundehirn ihr einge-flüstert hatte. Dann ließ sie sich an die Leine nehmen. Im nächsten Augenblick stand er mit ihr im Garten, unter einem klaren Wüstenhimmel mit Sternen über Sternen, unendlich weit. Daisy hockte sich hin und pinkelte, das scharf plätschernde Geräusch war wie ein unvermittelter Wetterwechsel. Sie schnupperte an den Pflanzen – genügsame Wüstengewächse, die wenig Wasser brauchten, denn auch in ihrem Garten war seine Mutter korrekt wie immer gewesen – und ging dann in die Hocke, um zu koten. Das erledigte sie schnell und effizient, und danach zerrte sie winselnd an der Leine und wollte wieder ins Haus, wo sie bestimmt noch einmal durch alle Räume laufen und seine Mutter suchen würde, bevor sie sich wieder auf dem Bett niederließ.

Er trug eine Jeans, ein Flanellhemd und eine Daunenweste, etwas Schickeres hatte er nicht dabei. Er hatte sich seit zwei Tagen nicht rasiert, und als er vor dem Badezimmerspiegel stand, sich die Zähne putzte und das Haar zurechtstrich, beschloss er, es dabei zu belassen. Schließlich wollte er keinen beeindrucken. In diesem Städtchen kannte er ja ohnehin niemanden. Vor allem wollte er den Kopf frei bekommen. Und Scotch, mehr Scotch. Und vielleicht einen kleinen Salat, Baguette und ein Stück Fleisch oder Fisch. Fisch in der Wüste. Wahrscheinlich wurden Lachse und Forellen und Barsche und alles andere, was irgendjemand

vielleicht würde essen wollen, lastwagenweise hierhergeschafft wie überall sonst, und was machte es schon, dass, wie eine Reihe DNA-Untersuchungen gezeigt hatte, man in der Hälfte der Fälle einen ganz anderen Fisch als den bekam, der auf der Speisekarte stand? Er dachte an gegrillten Heilbutt mit einem Spritzer Zitrone, und wenn sie den nicht hatten, dann war am Fuß des Hügels der Lake Mead, und da musste es doch Fische geben. Barsche? Forellen?

Ihm lief das Wasser im Mund zusammen. Sein Magen knurrte. Die Sterne pulsierten. Er ließ Daisy ins Haus, wo sie ihre Runde machte, sich auf das Bett legte und auf das Unmögliche wartete. Das war traurig, so traurig, dass er es nicht mitansehen wollte. Er drehte den ungewohnten Schlüssel im Schloss und ging die Straße hinunter, bereit, in die Fremdheit einzutauchen und sich zur Abwechslung, nur dieses eine Mal, um seine eigenen Bedürfnisse zu kümmern.

5

Es war einiges los in Boulder City, mehr, als er an einem Dienstag im März erwartet hatte. Er hatte sechs oder sieben Lokale zur Auswahl und entschied sich schließlich für eins, in dem es Livemusik gab – Rock oder vielmehr Country-Rock –, und wenn es nicht genau das war, was er sich vorgestellt hatte, so kam es dem doch ziemlich nahe. Es gab einen Türsteher, der die Ausweise der jüngeren Gäste kontrollierte und Durchsetzungsvermögen ausstrahlte, dabei sah der Laden gar nicht so beängstigend aus: Leute aus allen Altersgruppen, Familien, die sich über Teller voll Pasta oder Burger mit Fritten beugten, an der Theke saßen dicht gedrängt die entschlossenen Trinker, die irgendwann in der Notaufnahme landen würden, gelb von Hepatitis oder mit einer Gehirnerschütterung, weil sie auf dem Bürgersteig umgefallen oder wie die Frau mit dem rasierten Schädel gegen irgendein Hindernis geknallt waren. Oder wegen etwas Schlimmerem. Im ersten Jahr als Assistenzarzt hatte er turnusmäßig in der Notaufnahme gearbeitet. Er hatte die Gedärme einer Frau in den Händen gehabt, einen Mann mit zwei abgeschnittenen Fingern in einem Eisbeutel in die Chirurgie geschickt, Schusswunden behandelt, Herzen defibrilliert und einen Kilometer Nähte gelegt. Sein Kittel war blutbespritzt gewesen. Er hatte rote Fußspuren hinterlassen.

Die Kellnerin brachte ihn zu einem Tisch in der hinteren Ecke, gleich neben der Band, wo er den Sound in den Knochen spürte. Ein Paar stand auf und tanzte. Riesige Bildschirme pulsierten und leuchteten, und alle – Männer, Frauen, Kinder – mussten schreien, um die Musik zu übertönen. Ihm kam der Gedanke, dass es hier vermutlich weder Heilbutt noch Lachs oder irgendwas anderes Fischartiges gab, das über Krabbencocktail oder Fish and Chips hinausging, und was für einen Fisch man da kriegte, erfuhr man sowieso nie. Alles auf dem Tisch vibrierte vom Wummern

der Bassläufe. Die Band spielte jetzt Oldies, die Akkordfolgen waren so vertraut wie das Ein- und Ausatmen. Er bestellte einen Scotch. Und Fish and Chips.

Er aß, wischte sich Fett von den Lippen, spielte an seinem Handy herum, sah ab und zu stumpf auf einen der großen Bildschirme und dachte an nichts, absolut gar nichts, als plötzlich jemand von hinten an seinen Stuhl stieß. Er drehte sich um, und da war die junge Frau aus dem Café, noch immer in ihrem türkisen Minikleid, über das sie gegen die abendliche Kühle ein schwarzes Lederjackett gezogen hatte. »Oh, tut mir leid«, sagte sie. »Ich wollte nur ...« Sie zeigte auf die Tür zur Toilette.

Irgendwas war mit ihr, irgendwas ließ tief in seinem klinischen Hirn, das ihn ohne größere Fehler durchs Studium und seine bisherige Zeit als Assistenzarzt gebracht hatte, die Alarmglocken läuten, aber da war sie und zeigte mit einem breiten Lächeln des Erkennens die makellos weißen Zähne, und eigentlich war es doch egal. »Oh, *hallo*«, sagte sie.

Jetzt war er an der Reihe zu lächeln, etwas, das er in letzter Zeit wenig getan hatte.

Die Band gab alles und kam zum Ende des Stücks, das wahnsinnig vertraut war, weil jeder, ihn selbst eingeschlossen, es schon zehntausendmal gehört hatte, und doch hätte er nicht sagen können, wie es hieß. Sie beugte sich zu ihm. Er roch ihr Parfüm, blumig und süß, ihren Schweiß, ihre Körperwärme, ihre Pheromone.

»Wie war dein Tag?«, sagte sie, doch bevor er antworten konnte, fuhr sie fort: »Meiner war ziemlich beschissen.«

Er hatte seit Monaten kein Date mehr gehabt, und obwohl er sich bemühte, einmal pro Woche abends mit ein paar anderen Assistenzärzten auszugehen, hing das Examen am Ende der drei Jahre Assistenzzeit über ihm, und all diese Clubs und Bars und Restaurants erschienen ihm so leb- und farblos wie in einem Schwarz-Weiß-Film. Seine Mutter war tot, und das deprimierte ihn, aber deprimiert war er auch schon vorher gewesen, also war das nichts Neues. »Ja«, sagte er, »meiner auch.« Und sie sagte: »Wartest du hier auf jemanden?«

Als sie aus der Tür zur Toilette trat, ging sie kurz zu einem Tisch auf der anderen Seite des Raums, an dem zwei Frauen vor ein paar Weingläsern saßen, nahm eins davon und kam zu ihm. Unterlegt mit statischem Rauschen murmelte der Gitarrist: »Wir sind gleich wieder da, also bleibt schön, wo ihr seid«, bevor irgendwer einen Schalter umlegte und Musik einsetzte, ein hüpfendes Country-Gedudel, zu dem aber keiner tanzte. Es war die Phase des Abends, wo man entschied, ob man genug hatte und nach Hause gehen und sich Gedanken über den Rest seines Lebens machen oder lieber sitzen bleiben und noch einen und dann vielleicht noch ein bisschen mehr trinken sollte. Sie setzte sich ihm gegenüber. Ihr Weinglas war halb voll, ein Chardonnay oder Pinot Grigio, der das Licht einfing und es golden färbte. Sie zupfte am Saum ihrer Jacke, warf mit einem Kopfrucken das Haar aus dem Gesicht und sah ihn erwartungsvoll an.

»Ist hier immer so viel los?«, fragte er, nur um etwas zu sagen.

»Heute ist der erste Dienstag im Monat«, sagte sie. »Das ist so eine Einzelhandelsaktion: Spezialangebote in den Restaurants, Getränke zum halben Preis, die Einkaufszentren und Touristenläden haben länger geöffnet. Um diese Jahreszeit ist es hier an jedem anderen Tag, sogar samstags, so tot wie nur was.« Sie nahm einen Schluck Wein. »Wahrscheinlich bist du ein Glückspilz.«

Er zuckte die Schultern. Er wollte nicht in die Einzelheiten gehen, auch wenn er das früher oder später würde tun müssen. Und sie ebenfalls: Wer war sie, wo war sie zur Schule gegangen, was machte sie hier, und hieß »wohnungsmäßig herausgefordert«, dass sie dabei war, irgendwo ein- oder auszuziehen?

»Dein Jackett gefällt mir«, sagte er.

»Ach, das? Das habe ich schon ewig, mein Outfit für alle Gelegenheiten. Die Sommer hier sind der Hammer, an die vierzig Grad jeden Tag, aber das ist jetzt meine liebste Jahreszeit, da braucht man abends eine Jacke.« Sie nahm ihn in Augenschein. »Aber das weißt du anscheinend schon.«

Ihm war nach Lachen zumute, also lachte er. Es war eine Befreiung, all die Anspannung löste sich auf, und dafür war er ihr dankbar. »Ich heiße Terry«, sagte er und reichte ihr die Hand zu einem modifizierten Zwei-Finger-Händedruck, obwohl er normalerweise nicht gern Hände schüttelte, weil er dann seine wieder waschen musste.

Ihr Name war Bethany. Er wollte das kommentieren, irgendwas Witziges darüber sagen, den Namen loben, ihn aussprechen und seinem Rhythmus nachspüren, doch ihm fiel nichts anderes ein als: »Du bist die erste Bethany, die ich kennenlerne.«

In seinem Glas waren nur noch zwei Millimeter Scotch, ein Mikroschluck, kaum mehr als ein Spritzer. Im Umgang mit Frauen war er schon immer unbeholfen gewesen, darum hatte er nie eine längere Beziehung gehabt. Außerdem war so was mit einem Medizinstudium praktisch unvereinbar. Er spürte, dass er in Schwung kam. Dass er keine Erwartungen erfüllen musste. Dass er betrunken war. »Ich nehme noch einen«, sagte er. »Kann ich dich einladen?«

Tanzen fiel ihm nicht leicht – er war steif und befangen, und seine Arme und Beine schienen nie im Einklang mit dem Rest seines Körpers zu sein –, aber als die Drinks kamen, Scotch für ihn und ein Martini für sie (was ihm einiges über den vermutlichen weiteren Verlauf des Abends verriet), schob sie ihren Stuhl zurück, stand auf und streckte ihm die Hand hin. »Komm, wir tanzen«, sagte sie und zog ihn auf die Beine, bevor er Gelegenheit gehabt hatte, über den Vorschlag nachzudenken. Die Band spielte wieder mit voller Lautstärke, und kaum waren sie auf der Tanzfläche, da überraschte sie ihn, indem sie einen Arm um ihn legte und ihn an sich zog, obwohl es ein eher schnelles Stück war. Er tat sein Bestes, ließ sich von ihr führen und fühlte sich zwar die ganze Zeit lächerlich, aber immerhin fühlte er überhaupt etwas. Mehr als das: Er spürte ihren Bauch, ihre Brüste, ihr Becken, und das machte ihm auf elementare Weise einiges klar.

Sie schwankten und schlingerten durch zwei oder drei Stücke oder

Medleys oder was immer es war, setzten sich wieder, tranken ihre Drinks und bestellten neue. Er fühlte sich wenn schon nicht gut, so doch wenigstens besser. Es war, als hätte er in einem Meer aus Schweiß geschwommen. Sein Haar hing schlaff herunter, alle Systeme befanden sich wieder im Leerlauf. Die Band ließ nicht locker – Trommeln, Becken, *Schallwellen* –, sodass sie die grundlegenden Informationen schreien mussten. Sie war vierundzwanzig, lebte hier und arbeitete im Krankenhaus – nein, nicht als Ärztin oder Schwester, sondern am Empfang –, und sie war gerade aus ihrer Wohnung geflogen, weil sie sich von ihrem Freund getrennt hatte, und als der daraufhin ausgezogen war, konnte sie allein die Miete nicht bezahlen. Aber was war mit ihm, was machte er so?

Er wollte sagen: *Ich arbeite auch in einem Krankenhaus*, und dann ihr Gesicht sehen, wenn sie die verschiedenen Möglichkeiten durchging, doch die Last senkte sich wieder auf ihn herab, und alles, was er herausbrachte, war: »Meine Mutter ist gestorben – vorgestern.«

Sie musterte ihn. Meinte er das ernst? Oder war es ein Witz?

»Ich bin nur für ein paar Tage hier, um mich um alles zu kümmern. Eigentlich lebe ich in L. A.«

»Es tut mir leid«, sagte sie.

Was konnte er darauf sagen? Ihm tat es auch leid, allen tat es leid, aber niemand wollte darüber sprechen, und allen war es letztlich egal. Man wurde geboren, man starb, und dazwischen taten die Ärzte ihr Bestes, einen am Leben zu erhalten. »Ich arbeite übrigens auch in einem Krankenhaus«, sagte er.

Und das war die Richtung, die das Gespräch nahm, ein dicker Brei, angerührt mit Alkohol und unterstützt von einem weiteren Tanz, einem langsamen Tanz, Körper an Körper, und schließlich hörte die Band auf, das Licht ging an, und er sagte: »Wo wohnst du eigentlich?«, und sie sagte: »Ich weiß nicht – willst du mich mit zu dir nehmen?«

6

Als er erwachte, war es, als würde er aus einer Realität in eine andere geschleudert – ein Astronaut, der mit brennendem Haar und schmelzenden Gliedern seine glühende Bahn durch die Atmosphäre zog –, und ja, hier lag er, flach auf dem Rücken, die Kapsel war ausgestoßen worden, der Fallschirm war weg und schwebte schlaff hinab, alle Schnüre waren durchschnitten. Neben ihm lag niemand. Sie war da gewesen und war es jetzt nicht mehr. Er konnte sie noch riechen, das Parfüm, das sie getragen hatte (»Dirty Vanilla«, hatte sie auf seine unbeholfene Frage gesagt, bevor sie ihm die Zunge in den Mund geschoben hatte), aber auch ihren Körper, ihre Achselhöhlen, ihre vaginalen Sekrete, den Gin und den Wermut, die ihren Atem so süß gemacht hatten. Als der Moment gekommen war, hatte er sich ungeschickt angestellt, ungeschickt wie immer, verschärft durch die Tatsache, dass er sie kaum kannte und außerdem kein Kondom hatte. Wozu auch? Er war ja nicht hier, um zu vögeln, sondern um über den Schock angesichts des Todes seiner Mutter hinwegzukommen – und um sie zu trauern, auch wenn das keine biologische Notwendigkeit und er selbst psychologisch ziemlich resilient war oder jedenfalls annahm, dass er es war (und war es etwa nicht Resilienz, wenn man eine total Fremde im Bett seiner Mutter vögelte, zwei Tage nachdem die ihren letzten Atemzug getan hatte?).

Sie waren durch ausgestorbene Straßen vom Restaurant nach Hause gegangen. Die Dunkelheit war wie ein Handschuh, und ein Geruch nach Salbei oder Kreosotbüschen oder was auch immer lag in der Luft. Er öffnete die Tür, führte sie herein und fragte sie, ob sie etwas trinken wolle, aber sie schüttelte den Kopf, womit der Kurs klar war. Ohne ein weiteres Wort gingen sie durch den Flur zum Schlafzimmer, wo der Hund sie sah und in den Schatten verschwand.

Sie verschwendete keine Zeit, zog sich das Kleid über den Kopf und warf es irgendwohin, stand dann einen Moment lang da, damit er ihre Anwesenheit, ihre Nacktheit würdigen konnte, die geschwungenen Kurven ihrer Konturen im Schein des Nachtlights, das seine Mutter in die Steckdose neben der Tür gesteckt hatte. Dann drehte sie sich um, setzte sich aufs Bett, zog den Slip aus, griff in die Handtasche, die sie auf den Boden gestellt hatte, und holte ein Kondom hervor, ohne hinzusehen, als wüsste sie genau, wo es war. Er brauchte nur Sekunden, dann war er ebenfalls nackt. Betrunkene. Sein Blut pulsierte. Sie küssten sich noch einmal, lang und tief, und dann verlagerte sie ihr Gewicht, streifte ihm das Kondom über und führte ihn – nicht dass er das gebraucht hätte, nicht an diesem Punkt. Er war vollkommen im Augenblick, und wenn sein Kopf ihm sagte, wie seltsam das alles doch war, ignorierte er es. Sex war Sex. Tierische Lust, Paarungsritual, Selbstvergessenheit zum Zweck der Fortpflanzung. Zehn Minuten später machten sie es noch einmal.

Jetzt war es Morgen. Die hölzernen Lamellen der Jalousie zerschnitten das Sonnenlicht. Alles in diesem Raum war ihm vertraut und unvertraut. Er war nicht in seiner Wohnung. Er war nicht in der Arbeit. Seine Mutter war tot. Er hörte den Hund am Ende des Korridors winseln, das gedämpfte Geräusch eines vorbeifahrenden Wagens. Und dann Bethanys Stimme aus der Küche: »Im Kühlschrank ist so gut wie gar nichts, sonst würde ich dir Frühstück machen. Ich bin in der Küche nämlich ganz gut, du würdest staunen ...« Dann stand sie in der Tür und trug nichts als ihren Slip. »Möchtest du mich vielleicht einladen? Zum Frühstück? Wie wär's mit dem Doodles?«

Er brauchte einen Moment, um zu verstehen, dass das der Name des Cafés war, wo sie sich vor vierundzwanzig Stunden zum ersten Mal begegnet waren.

»Dann wäre der Kreis geschlossen. Wäre das nicht nett? Außerdem hab ich Hunger. Ich bin völlig entkräftet, und das ist deine Schuld, so wie du mich rangenommen hast ...« Sie kam zum Bett und beugte sich

über ihn, um ihn zu küssen, und es war das Natürlichste von der Welt, den Arm auszustrecken und sie an sich zu ziehen.

Er war nicht der Typ für öffentliche Zurschaustellungen, aber sie hatte die Führung übernommen, und darum traten sie Hand in Hand in das Café. Er mochte das nicht – die Geste war kindisch, unnötig und eigentlich peinlich –, ließ sich aber am Tresen entlang zu einer Nische am Fenster führen, wo er so ausgestellt war wie die Kokoscremetorte in der Vitrine auf der Theke. Bethany kannte alle, ob Angestellte oder Gäste, und hatte für jeden ein »Hallo« oder »Guten Morgen«, als würde sie sich für ein öffentliches Amt bewerben, aber das war okay, ja eigentlich gab es ihm ein bisschen Auftrieb. In L. A., im Krankenhaus, würde er sich jetzt mechanisch durch den Vormittag arbeiten, weisungsbefugt und engagiert, und dabei lebensverändernde Entscheidungen treffen, doch stattdessen saß er in einem Kaff fünfzig Kilometer hinter Las Vegas an einem Tisch mit einer überaus hübschen jungen Frau, deren Geruch noch immer an ihm war, und traf andere wichtige Entscheidungen: Spiegel- oder Rührei? Fritten oder Obstsalat? Gebratener Speck? Schinken?

Als die Kellnerin kam, um ihre Bestellung aufzunehmen, begrüßte Bethany sie mit Namen – Gina – und zeigte auf ihn, der ihr gegenüber saß und grinste, ohne zu wissen, warum. »Das ist Terry. Er ist Arzt. In L. A.«

Gina litt an Seborrhö, deutlich zu sehen am Haaransatz und hinter den Ohren, auch wenn sie es überschminkte, was das Problem auf lange Sicht aber nur verschlimmern würde. Er bemerkte so was natürlich immer, denn jeder Mensch war eine Arena für Befindlichkeiten, Leiden und eigentümliche genetische Varianten, aber das hier war mit Hydrocortison oder Clobetasol tatsächlich leicht zu behandeln – kein Vergleich zu dem, womit er es im Krankenhaus zu tun hatte, dieser unaufhörlichen Abfolge von Unfallopfern und Obdachlosen mit unbehandeltem Diabetes, inneren Blutungen, Covid, Syphilis, Messerwunden, Kugeln in der Brust, den Beinen, der Hüfte, dem Schädel.

Gina sah kurz Bethany und dann ihn an. »Zu Besuch hier?«

»Seine Mutter ist gerade gestorben«, sagte Bethany.

»Das tut mir leid«, sagte Gina. »Mein herzliches Beileid. Ich weiß, wie schwer das ist – meine Großmutter ist letzten Sommer gestorben, und ich bin noch immer nicht richtig drüber weg.« Sie hielt den Bestellblock – kein Tablet, sondern Stift und Papier, ganz altmodisch – wie eine Grabbeigabe. Ihr gefärbtes Haar war spröde, strapaziert und dunkelgrau wie ein Autoreifen. Sie stand an der Schwelle zum Übergewicht, und das würde weitere Probleme mit sich bringen: Bluthochdruck, Diabetes, Herzleiden. »War sie von hier, Ihre Mutter?«

Angesichts seiner Anwesenheit war das eine logische Frage, doch sie schnürte ihm für einen Augenblick die Kehle zu. »Katie Tully«, sagte er. »Kannten Sie sie?«

»Katie? Oh Gott, ja, ja. Ach, das tut mir *so* leid. Sie war immer mit ihrer Freundin hier – Margaret, oder?«

»Ja«, sagte er ganz leise. Er stellte sich das Leben seiner Mutter vor, ein unabhängiges Netzwerk von Verbindungen, Erfahrungen und Werten, die nichts mit ihm zu tun hatten, ihrem einzigen Sohn, der in den vergangenen Jahren nicht gerade viel Zeit für sie gehabt hatte. Und, um die Wahrheit zu sagen, auch sonst nicht. Sie war seine Mutter – ihre Aufgabe war es, zu geben, und seine, zu nehmen.

»Schlimm. Wirklich schlimm.« Kurze Pause. »Wisst ihr schon, was ihr wollt?«

7

Bethany bestellte Steak, Spiegeleier, eine kleine Portion Pfannkuchen, frisch gepressten Orangensaft und einen Latte, von Gina in einem Becher serviert, der doppelt so groß war wie die Standardbecher auf den anderen Tischen. Bethany war weder befangen noch besonders penibel, und wenn etwas Eigelb an ihrem Mundwinkel und auf dem Kleid – dem türkisen Kleid, das für ihn inzwischen so was wie ihre Uniform war – klebte, dann war ihr das ganz egal. Was ihn betraf, so frühstückte er nie besonders viel – meist begnügte er sich mit einem Muffin oder einer Pop-Tart aus dem Toaster und aß gegen Mittag was in der Cafeteria des Krankenhauses, wo es hauptsächlich vorgefabriziertes Essen wie Nudeln, Pizza und Burger gab, aber immerhin auch eine Salattheke, damit für jeden etwas dabei war. Er bestellte zwei pochierte Eier und Weizentoast. Und nein, kein Fleisch – er versuchte, darauf zu verzichten, aus ethischen Gründen.

»Du bist Vegetarier?«, fragte Bethany und schnitt kauend ein Stück von ihrem Steak ab. Eine honigblonde Strähne fiel ihr ins Gesicht, und sie strich sie mit der Hand, die das Steakmesser hielt, hinter das Ohr.

»Eigentlich nicht. Jedenfalls nicht ganz und gar. Ich versuche, nichts zu essen, was ein Gesicht hat ...«

»Also kein Pferdefleisch? Und keine rumänischen Waisenkinder?«

»Nur dienstags.«

»Ich mag dich«, sagte sie.

»Tja, na ja, das ist doch gut, oder? Nach gestern Abend?«

»Und heute Morgen. Aber im Ernst: Du bist nicht wie die Ärzte bei uns im Krankenhaus – die mich übrigens ständig anbaggern, obwohl das sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz ist, oder? Aber das ist denen egal. Allen ist es egal. Kann sein, dass ich da was verallgemeinere, aber die meis-

ten von denen sind irgendwelche Nerds, die Arzt geworden sind, weil sie dann einen Mordsstatus haben und Leute herumkommandieren dürfen und einen Tisch auf den Namen Doktor Jellybelly reservieren können. Sie wissen immer, was mit einem nicht stimmt, aber selbst weiß man nie, was mit ihnen nicht stimmt.« Sie hielt inne, tupfte mit der Serviette den Mundwinkel ab, griff über den Tisch nach seiner Hand und drückte sie. »Aber du bist anders – du bist menschlich.« Sie lächelte. »Beinah jedenfalls.«

Er genoss sie, diese seit Ewigkeiten erste Kostprobe von wirklichem Leben. War er verknallt? Und fühlte er sich schuldig, weil er nicht an seine Mutter dachte? Ja und ja. Aber er würde gleich von diesem Tisch aufstehen, ein paar Sachen in den Wagen laden und durch die Wüste zurück nach L. A. fahren müssen. Andere Assistenzärzte sprangen gerade für ihn ein, und das hieß, dass er irgendwann auch für sie würde einspringen müssen – ein Gedanke, der diesen Morgen seines ganzen Schwungs beraubte. »Wann musst du zur Arbeit gehen?«, fragte er.

Die Frage schien sie zu überraschen. »Ich? Ach, heute ist mein freier Tag.«

»Ich frage nur, weil ... na ja, es war wirklich nett, absolut besonders, aber ich muss wieder zurück, wie du dir vorstellen kannst – du arbeitest ja selbst im Krankenhaus. Ich komme wieder, so bald ich kann.«

»Und was ist mit deinem Haus? Das willst du doch bestimmt nicht einfach leerstehen lassen. Ich könnte für dich darauf aufpassen, damit keiner einbricht. Ein Licht brennen lassen, die Pflanzen gießen und so.«

»Nicht nötig.«

»Und der Hund? Was ist mit dem Hund?«

Darüber hatte er noch nicht nachgedacht. In seiner Wohnanlage waren Haustiere strikt verboten.

»Ich könnte mich um Daisy kümmern.« Mit großen Augen und ohne zu blinzeln sah sie ihn an. »Okay, hier kommt meine große Rede. Wenn du's genau wissen willst: Ich hab meine Sachen seit drei, vier Wochen in einem Container geparkt, weil ich für die Miete und Kautions einer neuen

Wohnung sparen muss, denn Jesse, mein Ex, hat mich richtig ausgenommen, und dein Haus wäre echt ideal. Diese Sache zwischen uns, ich meine, das ist doch geradezu ein Wink des Schicksals, findest du nicht?« Sie drückte erneut seine Hand. »Könnte ich nicht dein Haus hüten? Nur bis du wieder da bist?«

Das war der Augenblick, den Gina wählte, um ihnen die Rechnung zu bringen, auf die er seine Kreditkarte legte, und er wusste nicht, ob sie spürte, was gerade zwischen Bethany und ihm lief, aber sie sagte kein Wort, sondern watschelte in ihren schwarzen Joggingsschuhen zurück zur Kasse.

Er hatte eine Stimme im Hinterkopf. Sie wiederholte einen Satz, den ihm sein Zimmergenosse auf dem College vier Jahre lang immer wieder wie ein Mantra vorgebetet hatte: *Du denkst mit deinem Schwanz*. Er roch Vanille, gebratenen Speck, Kaffee, hörte das Summen der Milkshakemaschine, und alles war vom rosigen Glanz der Morgensonne überzogen. Aus den Lautsprechern dudelte irgendein schmalziger Popsong. Bethany, die hübscheste Frau, mit der er je zusammen gewesen war, saß da und wartete.

»Nein«, sagte er schließlich und schüttelte den Kopf, »nein, ich glaube nicht.«

Einen Monat später, an einem Abend mit dichtem Nebel, der die Stadt auflöste, bis sie fast nicht mehr vorhanden war, stand er in der Schlange an seinem Lieblings-Tacostand (La Parrilla, »Tacos of the Future«), als sein Handy summte. Er war gerade erst von der Arbeit nach Hause gekommen und die sechs Blocks hierher gelaufen. Daisy zerrte an der Leine, um sich hinzuhocken, und verteilte ihren Urin in knickrigen kleinen Portionen. Bisher hatte sein Vermieter, der selbst nicht in der Anlage wohnte, sie noch nicht entdeckt, und offenbar hatte sich auch noch niemand beschwert, aber das würde noch kommen, es war unvermeidlich. Sein Plan war, sie bei der Trauerfeier im Haus seiner Tante in San Francisco loszuwerden – irgendwer würde sie schon nehmen, und wenn nicht, war die einzige Alternative das Tierheim von Los Angeles County, in dem, wie Felicia ihm versichert hatte, keine Tiere eingeschläfert wurden. Es war ein letzter Ausweg, und der Gedanke gefiel ihm nicht, aber wenigstens würde es den Druck von ihm nehmen. Es war schlimm genug, dass Daisy den ganzen Tag in der Wohnung eingesperrt war, auch wenn sie über eine bemerkenswerte Beherrschung verfügte und noch nie auf den Boden gepinkelt hatte, ganz gleich, wie spät er heimgekommen war. Trotzdem hatte die Wohnung einen deutlichen Geruch nach Hund angenommen, und er hoffte nur, dass er den nicht morgens in die Arbeit mitbrachte. Andererseits: Was sollte er schon dagegen tun? Er konnte allenfalls mehr Aftershave verwenden, aber das kam im Krankenhaus nicht gut an, denn wer wollte schon von einem Arzt behandelt werden, der roch, als wäre er eben noch in einem Tanzclub gewesen?

Der Abend war mild, wie atomisiert. Winzige Tröpfchen prickelten auf Terrys Gesicht und den Händen, auf eine Weise, die ihn daran erinnerte, dass er lebendig und in der Welt war – etwas, das man nach einer

Vierzehn-Stunden-Schicht schon mal vergessen konnte. Er war ganz im Augenblick und konzentrierte sich auf nichts anderes als den Duft des Grills und die Art, wie der Nebel die Lichter der Schaufenster entlang der Straße verschwimmen ließ. Das Handy summte, aber er ging nicht ran – wenn es irgendwas mit der Arbeit zu tun hatte, konnte es bis morgen warten. Er war frei, jedenfalls fürs Erste, und atmete kühle, ungefilterte Luft, während Daisy neben ihm saß und das Radio im Tacostand blechnen mexikanischen Hip-Hop schepperte. Die Tacos der Zukunft? Er hatte keine Ahnung, was das sein sollte. Im Augenblick interessierten ihn nur die Tacos der Gegenwart. Immerhin hatte er seit dem Mittagessen in der Cafeteria nichts mehr in den Bauch gekriegt, und jetzt war es halb neun, und er musste noch lernen. Sofern er sich aufrufen konnte. Was er wohl nicht schaffen würde. Vielleicht würde er sich heute Abend, nur heute Abend, vor den Fernseher setzen und die Welt vorbeiziehen lassen.

Vor ihm war ein Hipster-Pärchen. Die beiden konnten nicht aufhören, sich zu begripschen und zu küssen; der Mann trug Schwarz, die Frau einen bananengelben Fedora, dessen Krempe ständig im Weg war. Er wollte nicht starren, doch er konnte nicht anders. Die Frau erinnerte ihn an Bethany: das gleiche Alter, die gleiche Figur, die Art, wie sie das Haar aus dem Gesicht warf und sich an ihren Freund schmiegte, als wollte sie mit ihm verschmelzen. Alle seine Gefühle waren tief vergraben – so war er eben, so musste er sein –, doch jetzt stieg etwas an die Oberfläche: Reue. Er hatte Bethanys Nummer nicht. Auch keine andere Kontaktinformation. Er kannte nicht mal ihren Nachnamen. Eine Wand aus Eis wie von einem kalbenden Gletscher hatte zwischen ihnen aufgeragt, als er ihr Angebot abgelehnt hatte. Er hatte das reflexhaft getan, weil er verwirrt und traurig gewesen war, weil das Haus sein Erbe war und er von ihr nur wusste, wie sie schmeckte und roch und sich anfühlte, und weil ihn das alles so überforderte, dass sein einziger Gedanke war, nach Hause zu fahren, zurück zum Krankenhaus und der mechanischen Plackerei seines Lebens. Bevor er noch etwas hatte sagen können, war Gina

mit seiner Kreditkarte und der Quittung gekommen, und diese Ablenkung hatte er benutzt, um den Blick von Bethany zu lösen, von ihrem Gesicht, ihren Augen, ihren wie eine Schlange geschwungenen Lippen. Dann war Gina gegangen, und sie waren vollkommen synchron aufgestanden und eine Sekunde lang verlegen stehen geblieben, während alle anderen sie angesehen und dann den Blick abgewendet hatten.

»Danke, wirklich«, hatte er gesagt. »Es war schön.«

Ihr Gesicht hatte ihm alles gesagt, was er wissen musste.

»Ja, schön«, hatte sie gesagt und war hinausgegangen.

Das Handy summt, schwieg für einen Augenblick und fing wieder an. Am Nachmittag, ganz am Ende seiner Schicht in der Ambulanz, hatte er eine Frau behandelt, die seit einem halben Jahr zu keinem einzigen vereinbarten Termin erschienen war, und er hatte gehofft, sie würde auch heute nicht kommen, damit er dieses eine Mal früher Feierabend machen konnte, doch er hatte kaum einen Blick in ihre Patientenakte geworfen, als sie zur Tür hereinkam und er sah, dass sie in Schwierigkeiten war: Sie war sechsundvierzig, wirkte aber viel älter, und ging mit kleinen, schlurfenden Schritten. Sie trug schmutzig weiße Flipflops, und ihre Füße waren geschwollen. Sie ließ sich schwer auf den Stuhl sinken und drückte einen feuchten Waschlappen an die Nase, die, wie auch die Oberlippe, gerötet und gereizt war. Sein erster Gedanke war Eiterflechte, die mit einer antibiotischen Creme leicht zu behandeln war – sofern diese Frau imstande war, sie regelmäßig anzuwenden. Oder auch nur daran zu denken, sie anzuwenden. Außerdem brauchte sie ein Ipratropium-Spray, um die Schleimproduktion zu reduzieren.

»Worum geht es?«, fragte er sie wie schon tausend Patienten vor ihr.

Sie hieß Frances Hayes und hatte keine feste Adresse. Sie trug ein ausgebleichtes Kopftuch, zwei knöchellange Röcke, drei Pullover und einen gestrickten Schal, den sie fest um den Hals geschlungen hatte. Ihre Wangenknochen standen vor wie geballte Fäuste. »Ich fühl mich nicht so gut«, sagte sie und tupfte an ihrer Nase herum. »Seit der Operation, meine ich.«

Er sollte eigentlich wissen, was sie meinte, sollte die Krankenakte wenigstens überfliegen und einen Blick auf wichtige Befunde und Diagnosen geworfen haben, aber es war ein hektischer Tag gewesen, und er hatte eigentlich ohnehin nicht mit ihr gerechnet. Er konnte nicht sagen: »Welche Operation?«, ohne alle Glaubwürdigkeit zu verlieren, und so sagte er: »Wollen Sie mir davon erzählen?«

»Ich weiß nicht, ich hab eigentlich keine Schmerzen, aber ich fühle mich die ganze Zeit, als müsste ich mich hinlegen. Keine Energie mehr – null.«

Die Schwester hatte ihren Blutdruck gemessen, der leicht erhöht, aber noch im Rahmen des Normalen war, und er wollte gerade aufstehen und sie untersuchen, als er in der Akte sah, dass sie sich vor drei Monaten einer neurochirurgischen Operation zur Entfernung eines gutartigen pituitären Tumors unterzogen hatte und seither nicht mehr erschienen war, nicht mal zum Nachsorgetermin.

Ihm kam ein schrecklicher Verdacht. Er zog Handschuhe an, nahm mit einem Tupfer etwas von der Flüssigkeit unter ihrer Nase auf und sah, dass es kein Schleim war.

»Haben Sie einen Ort, wo Sie bleiben können?«

»Warum?«

»Das muss behandelt werden. Ist es weit von hier?«

»Nein, bloß so was wie zehn Blocks. Und ich kann ja den Bus nehmen. Bei supernetten Leuten, die hab ich kennengelernt, als meine Tante gestorben ist, leider. Die lassen mich da schlafen, da bin ich weg von der Straße, das ist sicherer. In dem eingezäunten Stück, wo die Hunde sind. Ist vielleicht ein bisschen eng, eigentlich bloß eine Gasse, aber ich hab einen Schlafsack, und nachts halten mich die Hunde warm. Die lieben mich.« Sie drückte den nassen Lappen an die Nase. »Und ich liebe sie. Chico und Garibaldi. Sind bloß irgendwelche Köter, aber ich liebe sie.«

»Heute Nacht schlafen Sie in einem Bett. Sie müssen behandelt werden.«

»Aber ich hab ... Ich kann nicht ...« Sie schniefte und wischte mit dem Lappen.

»Hier steht« – er hielt die Patientenakte hoch –, »dass Sie zwei Rezepte erhalten haben. Stimmt das? Hormonpräparate?«

Sie zuckte die Schultern.

»Sie müssen diese Medikamente regelmäßig nehmen, sonst kann es zu ernststen Komplikationen kommen. Das hat man Ihnen doch gesagt, oder?«

Wieder ein Schulterzucken.

»Und was Ihnen da aus der Nase läuft? Das ist nicht normal. Wir müssen noch einen Test machen, aber ich bin ziemlich sicher, dass das einen weiteren Eingriff erfordert.«

Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Auf keinen Fall«, sagte sie. »Nie wieder. *Nie*. Das ist bloß eine Erkältung, okay? Geben Sie mir die Tabletten, ich werd sie nehmen. Versprochen.«

»Diese Flüssigkeit? Ich fürchte, das ist keine Erkältung.«

Er wollte nicht ans Telefon gehen, aber jedes Mal, wenn es aufhörte, fing es gleich wieder an, und ihm kam der Gedanke, es könnte jemand vom Krankenhaus sein, wahrscheinlich eine Nachfrage zu Frances, durch deren Nasennebenhöhlen Gehirnflüssigkeit rann, was bedeutete, dass der Eingriff schlecht oder gar nicht verheilt war. Sie lief mit einer Gehirnläsion herum, lebte auf der Straße, schlief in einem Hundezwinger. Ein Alptraum. Sie konnte eine Gehirnhautentzündung bekommen, Lähmungserscheinungen. Sie konnte sterben.

Aber die Ortsvorwahl war nicht 213, sondern 702. Für einen Augenblick war er verwirrt – ein langer Tag –, doch dann drückte er auf das Icon und nahm den Anruf an, und alles stürzte wieder auf ihn ein. Margaret sagte: »Wissen Sie, dass jemand in Ihrem Haus ist?«